

\$8,000 werth von Wiley Bros. Banferott-Waaren haben

WOOLSTENHOLM & STERNE

von den Creditoren erstgenannter Firma zu 33c. am Dollar gekauft. Unser Laden wird am Freitag geschlossen sein, um das Lager zu arrangiren fuer den grossartigsten je gehaltenen Schleuder-Verkauf von

Fertigen Kleidern und Herren-Ausstattungs-Gegenstaenden.

Leset einige der Preise:

Männer-Anzüge:

Table with 2 columns: Quantity and Price. Items include 200 Männer-Satinet-Anzüge, 300 ... 185 ... Cheviot-Anzüge, 146 Ganzwollene Casimir-Anzüge, 225 Feine wollene Anzüge, 196 Glat Wollen-Anzüge.

Männer-Heberzieher:

Table with 2 columns: Quantity and Price. Items include 600 Satinet-Männer-Heberzieher, 438 ... 188 Reifen-Männer-Heberzieher, 220 ... 124 atlasgefütterte Männer-Heberzieher.

Knaben-Anzüge:

Table with 2 columns: Quantity and Price. Items include 75 Knabenanzüge, 4-13 Jahre, 125 ... 200 ...

Knaben-Heberzieher:

Table with 2 columns: Quantity and Price. Items include 4 verschiedene Sorten im Lager, 25 Dbd. Overall, 50 ... 50 ...

Tausend andere Artikel, welche zu Spottpreisen verkauft werden. Diese Waaren sind die besten, die Wiley Bros. in ihrem Lager hatten und wurden denselben durch „Replevin“-Verfahren von ihren Creditoren abgenommen und von uns gekauft.

Der Verkauf beginnt am Freitag. Wartet fuer „Bargains!“

117 W. Dritte Str., GRAND ISLAND, NEB. WOOLSTENHOLM & STERNE.

Die Pilegeschweiser

Eine Geschichte aus dem modernen Leben von Eugen Schmitt.

2. (Fortsetzung.)

Das Unglück hatte es gewollt, daß Lucy Mitwifferin eines Geheimnisses geworden war, das ihr unerträglich schien, das sie zu vernichten drohte. Sie hatte sich den ganzen Freitag über nicht allein aus Bescheidenheit im Hintergrunde gehalten; sie mußte gewissermaßen hinter den Kulissen nach dem Rechte sehen, damit das Fest seinen ungehinderten Fortgang nahm und den Gästen alle Aufmerksamkeit und die beste Bedienung zu Theil wurde. Trotz ihrer Jugend leitete sie mit allem Geschick Küche und Keller, und als endlich Mitternacht vorüber war und die Gäste sich entfernt hatten, ruhete sie nicht, um noch in den weiten Räumen sofort, nachdem die Gäste sie verlassen, Ordnung zu schaffen, damit der nächste Tag weniger Arbeit bringe und die Unordnung so rasch als möglich verwischt werde. Sie kannte den Justizrath zu genau, um nicht zu wissen, wie gern er es hatte, wenn das ganze Haus nach solchen Festlichkeiten sofort wieder in Ordnung kam. Sie hatte es sich in ihrem Zimmer melden lassen, als die letzten Gäste gegangen waren, und kam sofort, um die Aufräumungsarbeiten zu leiten. Da sie selbst energisch zuschauen wollte, hatte sie sich derartig angezogen, daß sie sich vor der Dienerschaft zwar nicht zu geniren brauchte, aber doch auch nicht in einem Kostüm war, um sich dem Justizrath oder seinem Sohne zeigen zu können. Sie hatte soeben mit ihrer Arbeit begonnen wollen, als sie die beiden Herren plötzlich zurückkommen hörte. Sie erschrak, da sie vermuthet hatte, Beide hätten sich schon zur Ruhe begeben, und stüchtete hastig in das Arbeitszimmer des Justizrathes. Unmittelbar darauf aber trat der Vater und Sohn dort ebenfalls ein, so mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie nicht bemerkte, daß hinter der Portiere, welche die eine Ecke dekorativ abschloß, die unglückliche Lucy stand. So wurde sie nun, ohne es zu wollen, Zuhörerin des Gespräches zwischen Vater und Sohn. Das, was sie hörte, erdrückte sie fast, das, was sie aus dem Geständnis des Vaters an den Sohn entnahm, drohte ihr den Verstand zu rauben. Und doch war es nicht das Schreckliche. Sie mußte, niedergefunken auf einen kleinen Polsterstuhl, der in jener Ecke verborgen stand, nun noch Zeugin des furchtbaren Seelenkampfes werden, den Emil bis zum anbrechenden Morgen durch

kämpfte. Was hätte sie darum gegeben, um ihn trösten, um ihm irgend etwas sagen zu können, was ihm Aussicht auf Rettung gewährt hätte! Sie war dann Zeugin der eigentümlichen Scene zwischen Vater und Sohn, als der Justizrath nach den schlaflos verbrachten Stunden sich dem Sohne zu nähern warf, um von ihm die Entscheidung über Leben und Ehre zu fordern. Hierauf erst konnte das junge Mädchen das Zimmer verlassen. In halber Bewußtlosigkeit kam sie nach ihrem Zimmer, um dort stundenlang zu weinen, um sargungslos die Hände zu ringen und verbitterte Verurtheilung zu machen, nur einigermassen Klarheit in ihre Gedanken und ihre Empfindungen zu bringen. Es war ihr unmöglich, die Größe des Unglücks zu fassen, das die Familie, in der sie viel Wohlthaten genossen hatte, treffen sollte. Es war ihr klar, daß der Justizrath und mit ihm sein Sohn entehrt waren, wenn irgend ein Zufall den Verräther machen konnte; war sie doch mit den geschäftlichen Manipulationen im Bureau des Justizraths zu wenig vertraut, um wissen zu können, woher irgend welche Gefahr für das Geheimniß drohte. Sie empfand so viel Dankbarkeit, so viel Hochachtung und Zuneigung zu dem Justizrath, ihrem Pflegevater, daß schon der Gedanke an das Unglück, daß ihn betreffen konnte, ihr unerträglich schien. Eines aber kam noch dazu, was ihr schmerzlicher war, als dieser Gedanke an den Pflegevater, das waren die Gedanken an Emil. In den schrecklichen Stunden, in denen sie die ungeheure Zeugin seiner Seelenqual gewesen, entdeckte sie etwas was sie mit Schrecken erfüllte und was ihr doch wieder wie ein Trost in den schrecklichen Stunden erschien: sie entdeckte, daß sie Emil liebte. Von Kindheit auf hatte sie für den Knaben, der ihr Beschützer gewesen war, Interesse gefühlt; als sie dann weniger zusammen kamen, als Emil aus dem Hause ging, war dieses Interesse wohl bei Emil geschwunden, bei ihr aber nicht, und die Gedanken an Emil und wie es ihm wohl gehen möge, bildeten für sie eine angenehme Abwechslung in dem Einerlei des Lebens. Für sie war die beständige Erinnerung an ihn und sein Ergehen gewissermaßen ein Bedürfnis geworden; es entwickelte sich daraus eine Gewohnheit des Denkens an ihn und dadurch ein Interesse, das mehr und mehr zunahm. Wenn er für kurze Zeit in das Elternhaus zurückkehrte und dabei mit Lucy zusammenkam, waren dies für ihn wohl blühende Begegnungen, für Lucy waren es aber Augenblicke des Glücks, an denen sie Monate und jahrelang gewissermaßen

zehrte, die ihr immer neues Material zu Gedanken und Empfindungen gaben, die Grünerungen in ihr wachriefen, welche sie um keinen Preis der Welt hätte wissen mögen. Was es eigentlich für ein Gefühl war, das sie für Emil empfand, hätte sie schwer selbst beschreiben können. Sie empfand etwas wie Würdigung oder wie Sehnsucht darnach, Emil zu dienen, ihm zu nützen, in seiner Nähe zu sein, für ihn wirken und schaffen zu können. Aber nie war ihr der thörichte Gedanke gekommen an eine Liebe zu dem Sohne des Hauses, in dem sie nur gebildet war. Ihre Reizung zu ihm war ebenso selbstlos, so ohne Anspruchs auf Erwidrerung gewesen, daß Lucy gar nicht daran gedacht hatte, das Gefühl, das sie empfand, könne die Liebe sein. Erst jetzt, in den zwei schrecklichen Stunden, die sie mit ihm in einem Zimmer verbrachte, ohne daß er es ahnte, als sie ihn unbeweglich, gleich einer Statue, vernichtet, gebrochen, in dem Stuhl sitzen sah, als sie ihn stöhnen und weinen hörte, erkannte sie sich selbst, erkannte sie die Gefühle ihres Herzens. Als ihr vor Wehmuth über seinen Schmerz und sein Leid das eigene Herz brechen wollte, da wurde sie es gewahr, daß sie ihn liebte, wußte sie erst, was das Gefühl bedeutete, das sie bisher für ihn empfunden hatte. In diesem Augenblicke schwur sie sich selbst zu, daß Alles was sie betraf, ihr Glück geopfert werden müsse, um Emil und dem Justizrath zu helfen. Sie wußte nicht, wie sie dies thun sollte, wie ihr Opfer irgend welchen Nutzen bringen konnte; sie hoffte indeß, sie würde Mittel und Wege finden. Sie erwartete nicht den geringsten Entgelt für ihr Opfer, sie dachte nicht einmal daran, daß der Justizrath oder sein Sohn davon erfahren könnten, daß sie ein Opfer gebracht und weshalb. Sie fühlte sich zu dem Opfer verpflichtet nicht nur durch die Dankbarkeit gegenüber dem Justizrath, nicht nur wegen der Wohlthaten, die sie in dessen Hause genossen, sondern von Allem durch die Liebe zu Emil, die ihr Geheimniß bleiben sollte, das sie mit ihm's Grab nahm. Vierundzwanzig Stunden später dachte Lucy anders über den Plan, den sie zuerst gefaßt hatte. Ihre Idee, sich zu opfern, kam ihr lächerlich vor, weil sie nicht wußte, wie sie durch ein Opfer etwas nützen sollte, worin überhaupt dieses Opfer bestehen sollte. Der Ausweg, den der alte Justizrath gefunden hatte, als er dem Sohne vorzuschlag, jenes Mädchen zu heirathen, schien ihr selbst das Beste. War sie doch außerdem gewöhnt, die Rathschläge des alten Mannes als Orakel zu betrachten. Wenn Emil jene Dame heirathete, dann wurde nach ihrer Ansicht Alles gut. Aber warum empfand sie dann einen so tiefen, so bitteren Schmerz, wenn sie daran dachte, daß Emil der Gatte jenes Mädchens werden sollte? War es nur der Gedanke, daß jene nicht

würdig sei, seine Frau zu werden? Sie konnte sie sehr wohl; sie wußte, wie wenig Bildung des Geistes und des Herzens das Mädchen besaß, das die Gattin Emil's werden sollte. Sie hatte hin und wieder selbst unter ihrer hochförenden, rücksichtslosen Behandlung zu leiden gehabt, wenigstens sich tief verletzt gefühlt. Und dieses paßfüchtige, feuchte, ungebildete Weibchen sollte die Frau Emil's werden! Lucy sagte sich, sie dürfe es nicht zugeben, daß diese Ehe zu Stande käme, die aber dennoch unvermeidlich schien. Kam sie aber zu Stande, dann erschien ihr das Leben fortan unerträglich. Wie schrecklich war mit einem Male ihr Inneres umgewandelt! Vierundzwanzig Stunden vorher lebte sie ruhig, bescheiden, ohne Anspruch an das Leben, sich aufrichtend an dem ihr unklaren Interesse, daß sie für den Sohn des Hauses empfand, geküßt durch die Dankbarkeit, die sie ihrem Pflegevater schuldet. Jetzt tobten in ihr Verzweiflung, Angst, Liebe, Haß, Eifersucht, und ließen sie kaum Gedanken fassen. Dabei mußte sie sich beherrschen, sie mußte, wie immer, ihren Tölpelheiten im Hause nachgehen; sie durfte kaum zeigen, daß sie gewint hatte, sie mußte alle Gefühle in ihrer Brust verriegeln und eine gleichgültige Miene zeigen selbst in dem furchtbaren Augenblicke, in dem sie Emil an das Krankenbett des Vater rufen mußte. Zum Glück hatte die Nachricht von der heftigen Erkrankung des Vaters Emil so bewegt, daß er das eigenhämliche Wesen Lucy's nicht bemerkte, die in dem Augenblicke, in dem sie ihn wiederah, ihre Gefühle kaum zu bemerken vermochte.

Es war in der Dämmerung des nächsten Abends, Lucy hatte soeben den Entschluß gefaßt, sich um jeden Preis Emil als Helferin in der Krankenpflege anzubieten, was sie bisher nicht gewagt hatte. Wenn nur nicht das unglückselige Geheimniß gewesen wäre, dessen Mitwifferin sie war; sie hätte sonst nicht einen Augenblick gezögert, ihm ihre Dienste anzubieten. Ein einziges Mal aber war sie in dem Krankenzimmer gewesen, als der Justizrath aufschrie: „Ein Dieb — ein Dieb! Ich bin ein Dieb!“ Sie sah das Erschrecken Emil's und merkte es wohl, wie er sie aus dem Zimmer zu drängen suchte und sie mit einem Auftrage fortschickte. In diesem Augenblicke hatte sie ihn bitten wollen, ihr den Platz am Krankenbett des Justizraths einzuräumen. Natürlich war die Gelegenheit vorüber, und Lucy blieb dazu verurtheilt, zu schweigen. Welch furchterliche Qualen hatte sie nicht allein schon wegen des Gedankens ausgestanden, ob sie nicht berechtigt, ja vielleicht verpflichtet sei, Emil Mittheilung davon zu machen, daß sie Alles wisse, und doch, was hätte

dies für einen Zweck gehabt? Doch keinen anderen, als ihn auf's Neue zu beunruhigen, während Lucy doch gar kein Mittel hatte, ihn zu trösten oder ihm Hilfe zu bringen. Sie begriff, weshalb Emil Niemand an das Bett des Vaters lassen wollte. Aber es mußte doch ein Zeitpunkt kommen, wo seine Kräfte verлагten. Sie hatte zuerst gefürchtet, wenn sie sich anbot, könne er etwas ahnen, aber das war, als Angehörige des Hauses berechtigt, an der Pflege des Justizraths theilzunehmen. Sie wollte sich soeben nach dem Krankenzimmer begeben, als an ihre Thür geklopft wurde, und zu ihrer Ueberraschung Frau Winter eintrat. Die sonst so hochmüthige Dame war sehr lebenswürdig, auffallend freundlich. „Meine liebe Lucy,“ kam sie ihr entgegen, „ich muß Sie rasch besuchen kommen. Es ist ja hier im Hause Niemand zu sprechen. Wie ich höre, steht es mit dem Herrn Justizrath recht schlecht, und der Herr Sohn ist sein bester Pfleger. Das thut nichts, im Gegentheil, es ist recht gut. Solche Söhne werden die besten Ghemänner. — Sie wissen ja wohl,“ sagte sie dann fortsetzend, „mir muß etwas daran liegen, daß Herr Emil einen guten Ghemann abgibt. Es ist ja offenes Geheimniß in der Stadt, daß er das Glück haben soll, meine Tochter heimzuführen. — Ich wollte mich aber erkundigen, wie es mit dem Alten steht. Wie ist es, wird er bald abhieben oder rapplert er sich wieder auf?“ Lucy empfand die brutale Sprache, besonders die Art und Weise, in der Frau Winter von der Krankheit des Justizraths sprach, wie einen Schlag in's Gesicht. Sie schloß sich indeß und sagte: „Ich glaube, der Arzt betrachtet die Krankheit nichts als lebensgefährlich. Allerdings soll heute eine Verschlimmerung eingetreten sein.“ „Wir müssen es abwarten,“ entgegnete Frau Winter. „Wenn der Alte die Augen zumacht, so stört das natürlich die Hochzeit wegen der Trauer, mein Gott, wir haben ja auch noch so viel mit der Ausstattung zu thun, und dann für Sie, meine Kleine, ist doch eine solche Verzögerung auch sehr angenehm. Je länger sich die Hochzeit verzögert, desto länger können Sie hier im Hause bleiben. Ich wollte nämlich hauptsächlich mit Ihnen darüber reden, und wir müssen uns darüber klar werden, daß Sie nicht hier im Hause bleiben können, sowie meine Tochter hier die junge Hausfrau macht. Abgesehen davon, daß ein solches Zusammensein nie gut thut, würde ich es auch nicht dulden, daß mein Schwiegersohn noch ein junges Mädchen in so nahe Umgebung hätte. Wissen Sie, man kann Schwiegerjöhnen gegenüber nie vorzüglich genug sein. Ich will Ihnen beistehen, eine Stelle zu finden. Man weiß, daß Sie tüchtig sind, und hier in der Stadt wird man Sie gerne als Wirthschafterin, vielleicht als Gesellschafterin aufnehmen. Ich wollte mit dem Justizrath nicht darüber sprechen, weil der alte Mann einen Karren an Ihnen gefressen zu haben scheint; ich dachte mir, es ist das Beste, ich gehe lieber gleich zu Ihnen. Ich kann mir ja denken, daß Sie selbst nicht das überflüssige Möbel machen wollen, und ich hoffe, daß Sie mich verstanden haben. Also gehen Sie nach irgend einer Stelle um. Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, so theilen Sie es mir mit; ich will Sie auch empfehlen, trotzdem man damit nicht vorzüglich genug sein kann.“ Sie nickte Lucy zu und verließ das Zimmer. In der Thür drehte sie sich noch einmal und sagte: „Sie brauchen dem Herrn Justizrath nichts davon zu sagen, daß ich hier war.“ Dann ging sie hinaus. Es dürrte einige Zeit, bis Lucy sich fassen konnte. Der Ueberfall, den die brutale Frau auf sie verübt hatte, war zu plötzlich, zu unerwartet gekommen. Die Art und Weise, wie sie mit ihr gesprochen hatte, schien ihr so empörend und beleidigend, daß sie nicht wußte, was sie dazu sagen sollte. Ein Gefühl unendlicher Bitterkeit aber überkam sie bei dem Gedanken, wie wehlos sie gegen eine derartige Beleidigung und Rücksichtslosigkeit sei, da niemand da war, der sie schützen konnte, der nur verpflichtet gewesen wäre, ihr Beistehen zu leisten. Noch vorhin hatte sie daran gedacht, daß sie die Pflegegöchter des Justizraths sei, und es als ihre Pflicht betrachtete, ihn zu pflegen. Welche Ueberhebung von ihr! Sie war eben nichts als eine etwas bevorzugte Dienerin, die zu warten hatte, bis man sie holte und rief, bis man einen Dienst von ihr verlangte. Was ihr bevorstand, wenn Emil heirathete, sie wußte es nicht; man hätte es ihr nicht erst zu sagen brauchen, daß sie das Haus zu räumen habe. Nicht einen Tag hätte sie mit der Tochter dieser Frau unter einem Dache leben wollen. Sie wußte es, die Tochter war noch rücksichtsloser, noch niedriger denkend, als die Mutter; und dieses elende Weibchen sollte die Frau Emil's werden! Mit einem Male waren alle Gedanken Lucy's verändert, alle Bitterkeit, aller Korn waren bei ihr geschwunden. Sie konnte nur ein einziges Gefühl! das des unsäglichen Mitleids mit dem armen Manne, den das Schicksal dazu verurtheilt hatte, der Gatte dieses Mädchens zu werden. Selbst ihre Liebe trat dabei in den Hintergrund. Es war nicht Eifersucht, was sie empfand, sondern aufrichtiges Mitleid. Sie hätte ihr Leben lassen mögen, nur um Emil davon zu bewahren, daß er dies Mädchen zu seiner Gattin bekam! (Fortsetzung folgt.)